

Kunstgewerbe

Objektyp: **Chapter**

Zeitschrift: **Berner Taschenbuch**

Band (Jahr): **34 (1885)**

PDF erstellt am: **26.09.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ed. v. Rodt, „Kunstgeschichtliche Denkmäler der Schweiz“
I, Blatt 1, und II, Blatt 9).

V. Kunstgewerbe.

Unter den bauhandwerklichen und kunstgewerblichen Produkten sehen wir eine ausgedehnte Sammlung romanisch ornamentirter Backsteinfragmente, die verschüttet oder eingemauert in Wynau, Ebersecken, Altbüren, Frienisberg, Langenthal und Fraubrunnen gefunden wurden. Allen Nachrichten zufolge besaß das Kloster St. Urban schon im 13.—14. Jahrhundert eine ausgedehnte Ziegelfabrik, aus der es seine obgenannten Filialen mit Baumaterial versah (Anzeiger für Schweiz. Alterthumskunde IV, pag. 80). Die in diesen Backsteinen einpreßten Formen weisen durchgehends auf die Ornamentik jener Zeit; aber auch die wiederholt angebrachten Wappenschilder der Thorberg, Spatingen, Büttikon, Arwangen u. s. w. stimmen mit der Epoche ihres Ursprunges überein. Bemerkenswerth ist die Größe einzelner dieser Stücke, die so gut gebrannt sind, daß sie sich bis heute vollständig intakt erhalten haben; so u. A. ganze Fenstergewänder aus der Burg Altbüren, die 1309 zerstört worden ist, und die Grabplatte der Aebtissin von Fraubrunnen, Jordana von Pont, gestorben 1302 (F. v. Müllinen, Helv. sacra II, pag. 108). All' diese Thonstücke waren bis vor wenigen Jahren nur durch eine dünne Schuttschicht bedeckt, den Witterungseinflüssen ausgesetzt. Unter den ältesten Thonarbeiten finden wir, ebenfalls aus dem Schutte Altbürens, ganz primitive Becher, ähnlich unsern heutigen Blumentöpfchen. Voll-

ständig gleiche Stücke fanden sich bei den Erdarbeiten für die neue Nydeckbrücke 1841 in Bern (vergleiche Nr. 848 und 853). Leider besitzt unser Museum keinen schön ornamentirten Schweizer Ofen des 16. oder 17. Jahrhunderts, ein Mangel, der durch einige hübsche Kachelfragmente nicht ersetzt wird (Nr. 705). Einer der schönsten derartigen Ofen befindet sich im benachbarten Schlosse Worb. Er trägt das Datum 1543 und die Wappen von Diesbach und Offenburg.

Unter den Metallarbeiten sehen wir unter Nr. 600 die Statuette eines Büchsenjützen in der fleidjamen Tracht des 16. Jahrhunderts. Es mag dieß ein Gelbgießermeisterstück gewesen sein. Bis 1798 stand der Schütze als „Wahrzeichen“, wie er noch im alten Zeughausinventar von 1714 genannt wird, in einer Facaden-nische des Zeughauses. Von ganz ähnlicher Auffassung ist der prächtige steinerne Benner auf dem sog. Schützenbrunnen an der Marktgasse. Das Schützenglöcklein (Nr. 601) ist eine Erinnerung aus dem 1530 entstandenen und 1862 abgebrochenen Schützenhause auf der Schützenmatte. Es trägt ringsherum einen Fries mit Bären, als Schützen; seine Inschrift lautet:

„als offt man mich hie luten thut,
ruf ich harzu den Schützen gut. 1571.“

Auf hohes Alter weist das Schloßglöcklein Burgdorfs, Nr. 616. Oft angewandt wurden im 16. Jahrhundert eiserne Gußplatten als Kaminrückwände. Ein Exemplar hievon ist Nr. 620, den Ritter St. Georg als Drachentödter, darstellend. In Schmiedeijsentechnik zeigen die auf rother Unterlage befestigten Thürschloßarbeiten

(Nr. 712) eine Eleganz, die einem Goldschmid Ehre machen würde; auch Nr. 716 kann als mustergültiger Typus gothischer Schlosserei gelten. Gute Spenglerarbeiten sind die Drachenköpfe Nr. 604 und 605, eine Art Wasserspeier, an Dachrinnen angebracht, welche mehr von ästhetischem als praktischem Nutzen gewesen sein müssen. Eine zahlreiche Auswahl von Zinngeräthschaften veranschaulicht die mannigfaltige Verwendung dieses Metalles im 17. und 18. Jahrhundert. Neben dem bis zum vorigen Jahrhundert allgemein üblichen Zinnteller finden wir Geräthschaften aller Art, als Preise bei Schützengesellschaften verwendet. So erhielten die Bogenschützen als Preise Geräthe von $\frac{1}{4}$ bis $\frac{10}{4}$ & Gewicht; erst in diesem Jahrhundert wurden statt der Zinnwaaren die Preise in Geld ausbezahlt, indem man das Pfund Zinn in ein Equivalent von 11 Kreuzern umwandelte. Immerhin wurde der Name „Bierling“ als Preiseinheit beibehalten (Berner Taschenbuch 1857, pag. 107).

In Glas-, Porzellan- und Steingutwaaren besitzt die Sammlung wenig Hervorragendes. Ein schön geschliffener Becher mit unbekanntem Wappen und dem Namen „Grumello“, einige ornamentirte Weinflaschen ähnlicher Technik und aus gleicher Epoche, wie die geschliffenen Glascheiben des vorigen Jahrhunderts, bilden die Hauptstücke. Eine Zusammenstellung von Heimbergergeschirr, ebenfalls aus dem letzten Jahrhundert, macht uns mit diesem von jeher ziemlich primitiven Landeserzeugniß bekannt (Nr. 750). Das interessanteste keramische Stück ist das vollständige Meißener Porzellan-service, welches Friedrich der Große seinem General von Ventulus schenkte (Nr. 688). Das Museum besitzt ein kleines Miniaturbild dieses be-

rühmten Berners, sowie seinen durch den großen Friedrich unterschriebenen Abschied aus preußischem Kriegsdienst (Nr. 700).

An guten, hölzernen Möbel- und Tischlerarbeiten ist unser Museum arm; sei es, daß der enge Raum den Ankauf solcher Stücke nicht zuläßt, sei es, daß von diesem gesuchten Artikel das Beste in Privathände gelangt oder verschleppt worden ist. Ein geradezu unverantwortliches Vorgehen der Gemeinde-Finanzkommission von 1873 war der Verkauf, resp. die Verschleuderung, des Prachttäfers aus dem der Einwohnergemeinde Bern gehörenden Schulhause an der Marktgasse für — Fr. 1060. 91 — (abgebildet bei Bucher und Gnauth, Das Kunsthandwerk, III, pag. 50). Ein ähnliches, wenn auch weniger schönes Täfer, befindet sich in dem ebenfalls der Einwohnergemeinde Bern gehörenden Zieler-Haus an der Kramgasse. (Ed. v. Rodt, Kunstgeschichtliche Denkmäler der Schweiz II, Blatt 19). Möge diesem ein besseres Schicksal beschieden sein! In unserer Sammlung kann als tüchtige Arbeit der sog. Schreiber-tisch aus der bernischen Rathsstube gelten, ein aus verschiedenartigen Stücken zusammengesetztes Möbel (Nr. 621). Sehr zierlich ist der gothische kleine Tischfuß, Nr. 630, ein seltenes Stück aus dem 16. Jahrhundert. Ganz alte Holzskulptur weist das Schmuckkästchen, Nr. 657, mit seinen romanischen Ornamenten vor. Eine gute heraldische Arbeit ist Nr. 441, zwei stehende Löwen mit dem Doppel-Wappen Freiburgs und dem deutschen Adler darüber, wahrscheinlich zu einer sog. Landvogtentafel gehörig; wie solche sich heute noch in den verschiedenen Amtssitzen des Kantons erhalten haben.

Bemerkenswerth sind die flach geschnitzten und bemalten Frieße, die zur Feldereintheilung hölzerner Decken

in Kirchen und Zimmern dienten (Nr. 650). So verwendet finden wir sie heute noch in den Kirchen von Köniz, Sumiswald, Büren, Würzbrunnen u. s. w. Unsere zahlreichen Stücke sind größtentheils getreue Kopien nach Originalen, die 1878 im Linderhause, zu unterst an der Junkerngasse in Bern, gefunden wurden. Aus dem Besitze Bürki's, der dieselben für 800 Fr. kaufte, kamen sie zur Versteigerung in Basel und wurden durch Herrn August von Bourtalès für Fr. 7000 erworben. Letzterer schenkte deren Kopien dem historischen Museum in Bern, wo sie mit wenigen, seiner Zeit zurückbehaltenen, Originalen aus dem gleichen Hause und ähnlichen Arbeiten aus Münchenbuchsee, aufgestellt sind. Letztere tragen das Datum 1518, welches die annähernde Entstehungszeit aller Flachskulpturen dieser Art ist (Nr. 647).

Unter die Rubrik Bildhauerarbeiten in weitestem Sinne gehören der hier aufbewahrte Riesenkopf, die Füße und die linke Hand des heil. Christoffels (Nr. 652). Es sind diese Fragmente die letzten Erinnerungen an den 1864 abgebrochenen Christoffelthurm. (Dessen ganze Literatur: Stadtbibliothek S. S. XII. 23 a.). Der anfänglich als Spitalthurm bezeichnete Bau entstand zur Zeit der letzten Stadterweiterung nach dem Siege von Laupen 1346 (Zustinger, pag. 110). Derselbe hatte die Eigenheit schweizerischer Befestigungsthürme, nach der Stadtseite offen zu sein, d. h. nur drei Facaden zu haben. Diese bauliche Anlage sollte die Ueberwachung der Thurmbesatzung, vom Innern der Stadt aus, erleichtern. Der hauptsächlichste Vortheil aber war der, daß wenn ein solcher Thurm in Feindeshand gelangte, derselbe nicht zu Angriffen gegen die Stadt benützt werden konnte. Die Ansicht in solche hohle, nur durch Balkenlagen unterbrochene, Thürme war natürlicher Weise

keine günstige. Unser Thorthurm wurde um 1467 erhöht, erhielt aber in dem neu aufgeführten Theile eine vierte Fassade (18. April 1467, Rathsmannual). Die alte Höhlung blieb als Nische, in welche 1497 die roh geschnitzte, resp. gezimmerte, Figur des Heiligen Christoffels aufgestellt wurde (1497, Anshelm II, pag. 226). Ihrer Ausführung muß ein äußerst billiges Angebot vorausgegangen sein, da der Künstler seine Rechnung dabei nicht gefunden zu haben scheint. Das bezügliche Rathsmannual befiehlt: „dem Bildhauer verdinget St. Christoffel auf dem oberen Thor zu machen um XX Gulden an (ohne) Witerichung (Preiserhöhung), und ob er die Summe daran nit verdiente, so soll soliches stan hie zur Erkantniß biderb Lüt“ (Rathsmannual Nr. 89). Der Rathschreiber aber schrieb an den Rand seines Aufschlagsprotokolles: „O sancte Christophore, qui te mane videt, diuturno tempore ridet“ („Wer dich frühe sieht, lacht lange Zeit“) (Rathsmannual vom 20. Sept. 1498). Zur Reformationzeit wurde dieser heilige Christoffel zum Goliath umgewandelt. Die Staatsrechnung 1534 besagt: „denne meister Jacob dem maler von des Christoffels wegen uff dem obern Thor 20 fl , denne sinem knaben 1 fl 10 Schill. (im Staatsarchiv Bern). Ueber Christoffels späteres Schicksal bemerkt eine Nachricht von 1568, der Blik hätte dem großen Bild die Heleparte „zerhossen“ (Chronik von Haller und Müsli, pag. 135). Bei dem sog. Königsfest der wohladeligen Bogenhützen Berns erforderte es der Gebrauch, daß, nachdem der Papagei auf der Schützenmatte heruntergeschossen war, unserem Christoffel beim Vorbeimarsche von jedem Schützen ein Pfeil zugesandt wurde. Die Rettung jener letzten Christoffelfragmente verdanken wir Herrn Edm. v. Fellenberg, der gleichzeitig den Daumen des Riesen in


silberner Fassung seiner Zunftgesellschaft von Schmieden schenkte. Der im Becher eingravirte Spruch floß aus der poetischen Feder unseres verdienten Meisters Dr. Stanz und lautet:

„Einst an Christoffels Riesenhand,
Den unser Zeitgeist schnöd verbrannt,
Söhn' ich fortan beim heitern Schmaus
Das Alte mit dem Neuen aus. —“

Ein Hauptzweig schweizerischen Kunstgewerbes bildete im 15.—17. Jahrhundert die Glasmalerei. Wo ein Haus errichtet, eine Kirche oder Kloster gegründet, ein Zunft- oder Rathhaus erbaut wurde, überall stifteten Freunde, Korporationen und Regierungen gemalte Glasfenster als Erinnerungszeichen. Ihre Zahl muß in der Schweiz eine sehr große gewesen sein, wie wir aus dem noch erhaltenen Material, aus Rechnungen, Chroniken u. s. w. schließen können. (Meyer, Glasfensterschenkung, Zürich 1884.) Fischart (gest. 1589) prophezeit in seinem Kalender, auf die charakteristischen Eigenthümlichkeiten verschiedener Länder anspielend, unter Anderem: es werde auch in diesem Jahr viel schwarze Leute im Mohrenland, Pfaffenh.... und Eitel in Rom, Tannzapfen im Schwarzwald, gemalte Scheiben und Glasmaler in der Schweiz geben. Die Technik und Auffassung dieses Kunstzweiges erreichte hier zu Lande im 16. Jahrhundert ihren Höhepunkt. Wie wir in der Einleitung bemerkt haben, wurden die meisten gemalten Scheiben unserer Sammlung auf der Steigerung Bürki erstanden. Rahn jagt hierüber in seinen Erinnerungen: „Mit der reichsten Beute aber sind die Berner heimgekehrt, und sie haben dieselbe verdient. Es gereicht ihnen zur Ehre, Alles gethan zu haben, was

von der Umsicht leitender Männer und freudigem Opfermuth aller Stände in diesem Falle erhofft werden konnte. Bis auf Fr. 51,000 war schließlich die Summe der Beiträge gestiegen, welche Private, Korporationen und Behörden in edlem Wettstreit zu dem Rettungswerke gesteuert hatten. Diese Summe aber konnte nur für Ankäufe durch zweite Hand verwendet werden, da man Grund hatte zur Befürchtung, jeden Versuch zu direkten Erwerbungen durch die Chicanen eines Mitbürgers vereitelt zu sehen. Dem Entgegenkommen der Basler und der Unwissenheit eines Andern war es zu danken, daß trotzdem vorzügliche Acquisitionen in ziemlicher Zahl gemacht werden konnten“. Das älteste Stück der bernischen Sammlung ist das Wappen der Dynasten von Strättlingen (Nr. 350), ursprünglich aus dem Kirchlein von Blumenstein. Dieser Schild ist ein Fragment aus einem ganzen Fenster und zeigt noch die älteste Technik. Sie bestand in mosaikartiger Zusammenfügung farbiger Gläser ohne Bemalung. Solche Bruchstücke fanden sich auch in den Trümmern der 1309 zerstörten Burg Alt-Büron, Nr. 848. Höchstens hob sich die radirte weiße Zeichnung vom schwarzen Grunde ab. Schon etwas vorgeschrittener ist die Technik der Schilder Nr. 351 und 353, letzteres ein Rundscheibchen aus der benachbarten Bremgartenkirche. Aus dem 15. Jahrhundert mag ferner der St. Mauricius mit der Thebanerfahne sein (Nr. 352). Eine gut heraldische, wenn auch noch primitive Arbeit, ist die Standescheibe Berns (Nr. 354) umgeben von drei sog. Waldmännern. Die Waldmänner, in den Urkantonen auch „Buzen“ genannt, müssen in der Schweiz im 16. Jahrhundert ein beliebtes Sinnbild urwüchsiger Kraft gewesen sein. Bis vor wenigen Jahren wurden Fastnachtsumzüge in den Urkantonen

von einem solchen Waldmenschepaare angeführt. Luzern hat jetzt noch einen Buzen zum Schildhalter; auch die älteste bernische Familie, die von Bubenberg, führte ein Waldfräulein als Schildhalterin. Prachtstücke dekorativer Arbeiten in großem Style sind die Scheiben aus der Kirche von Zegistorf, datirt 1515 (Nr. 355—358). Auch Nr. 359 und 360, aus der Kirche von Wengi, datirt 1523, gehören hieher. Erstere ist eine Standescheibe, letztere stellt den heiligen Vincenz, den Schutzpatron unserer Stadt, dar, ein beliebtes Motiv der bernischen Glasmaler des 16. Jahrhunderts. Ein gutes Kabinetstück ist die kleine Hallwylscheibe (Nr. 371) mit dem Jagdknecht als Schildhalter. Den Uebergang zwischen Gothik und Renaissancestyl, die höchste Blüthezeit dekorativer Kunst überhaupt, finden wir in den zwei folgenden Nummern vertreten, nämlich in Nr. 373, dem Wappen Peters von Englisberg, Commentur der Johanniter von Münchenbuchsee 1505 bis 1528, und in der größeren Scheibe, Nr. 370, mit dem heil. Nicolaus und der heil. Magdalena, und dem Wappen der Stadt Bremgarten im Aargau, beide datirt 1510. Das Englisbergwappen ist der Typus bester Heraldik, während die Scheibe mit den Heiligen Gewandfiguren zeigt, wie sie in Glasmalerei wohl kaum übertroffen werden können.

Ihr Meister braucht das Monogramm  Heinrich

Gräbel von Zürich. Noch vollkommener ist die Technik in Scheibe Nr. 375 mit dem Wappen Jörg Schöni, datirt 1531, aus dem Schlosse Zegistorf. Dieses Stück ist das höchst bezahlte unserer Sammlung, indem es um Fr. 3150 ersteigert wurde. Spezifisch schweizerisch sind die runden sog. Aemterscheiben (Nrn. 368, 374, 386), welche in

der Mitte das Standeswappen, als Randverzierung die Schilder der zugehörigen Nemter tragen. Flotte Vennerfiguren mit den Bannern Saanen und Bern finden sich in den zwei Stücken Nr. 366 und Nr. 367, letzteres mit gewiß falsch restaurirtem Datum. Mit der Wende des 16. zum 17. Jahrhundert hatte die schweizerische Glasmalerei ihre Blüthezeit erreicht und versuchte nun, wie alle sinkende Kunst, die an ihr Material gebundene Technik zu überschreiten. Der Styl litt unter vermehrter Farbengebung, die alten heraldischen Traditionen gingen verloren. Versuche perspektivischer Darstellung trugen zum progressiven Sinken der Glasmalerei bei. Derartige Beispiele sind Nr. 388, eine Scheibe Hans Rud. Sagers, des Deutsch-Seckelmeisters und bernischen Rathsherrn, 1594; ferner Nr. 390, die Wappen Hans Franz Nägeli's und seiner Gemahlin Claranna von Hünenberg, ebenfalls von 1594. Die Farbengebung wird trüb, die Darstellung überladen. Oft noch flott gezeichnet bleiben die Kostümfiguren auf Scheiben des 17. ja sogar des 18. Jahrhunderts. So Nr. 395, eine kleine Scheibe von Daniel Wyß, 1611 gemalt von Hans Jacob Dünz, — Nr. 391, eine Vennerscheibe mit dem Banner der Landschaft Saanen, und endlich Nr. 402, dat. 1714, ein Bannerträger mit dem Feldzeichen von Interlaken, begleitet von einem Trommler und Pfeifer in damaliger Uniform. Wie tief die Sitte, gemalte Scheiben zu besitzen, bei uns eingewurzelt war, beweist Nr. 441. Dieses Scheibchen führt im „Wappenschild“ eine Gans, vielleicht eine Familientradition ihres Besitzers, des „Andreas Neuenschwander, Rühhirt einer Ehrsamten nderen Gmeind der Statt Bern 1716“. Die Legende lautet:

„Auf wacker und Sorgfältigkeit sein
Ist mir von der Berner nderen Gemeind
Vor die Rühherd Sorg zu tragen
Unbefohlen seit viel Jahr und Tagen.“

Mit der verschwindenden Glasmalerei hob sich die Technik der Glaschleiferei. Embleme, Wappen und Sprüche wurden vertieft in weißes Glas eingeschliffen, oder auch die Zeichnung auf schwarzem Grund weiß ausgekratzt (Grisaille). Was diesen Scheibchen an Kunstwerth abgeht, ersetzen sie durch Originalität und kulturgeschichtlichen Werth. Schultheißen, Landvögte und Pfarrer erinnern an den würdigen und geachteten Beamtenstand Berns im 18. Jahrhundert; Kanoniere und Dragoner an die Zeiten fröhlichen Lebensgenusses und an die Liebe zur Montur, ohne die kein bernischer Milizpflichtiger seinen Hochzeitssirkengang feiern durfte. Zinken und Posaunen begleiteten damals den Kirchengesang statt der Orgel, daher die hier oft dargestellten Instrumente.

Unser Land muß bis zur Zeit der burgundischen Kriege arm an Gold- und Silbergeräth gewesen sein. Ein bischöflicher Visitationsbericht von 1453 gibt, wenigstens was die Kirchen betrifft, hierüber Aufschluß (abgedruckt im Archiv des histor. Vereins I, pag. 323). Von Monstranzen, Kelchen, Patenen u. s. w. aus edelm Metall ist selten die Rede. Noch aus den zur Reformationszeit aufgenommenen Säkularisationsrödeln ergibt sich, daß außer unserem St. Vincenzenmünster und den Klöstern von Interlaken und Königsfelden in bernischen Landen wenig Kirchenschätze zu finden waren. Bedeutend mehr befand sich in Privathänden, wo Kunst- und Gesellschaftswesen den Prunk mit Gold- und Silbergeräthen förderte.

Im 16. und 17. Jahrhundert waren es fremde Kriegsdienste, welche manches schöne Kleinod in die Schweiz brachten. Verzeichnisse, Testamentenbücher u. s. w. geben reichliche Aufschlüsse hierüber. Die bedeutendsten Verluste dieser Kostbarkeiten fallen in die Reformationszeit, wo die bernische Regierung oft auf die brutalste Weise zu Werke ging. Auch in der eroberten Waadt wurde der prächtige Schatz der Lausanner Kathedrale eingeschmolzen und der Erlös zur Bezahlung der Kriegskosten verwendet (Le trésor de l'église cath. de Lausanne, par Chavannes, pag. 68). Eines der vielen Verzeichnisse lautet im Auszuge wie folgt:

„Uffzeichnung des Silbers, so us dem nüm-gewunnenen Land kommen ist im Jahr 1537.“ Das Verzeichniß wurde auf Befehl des bernischen Rathes unter dem 7. Brachmonat 1537 durch Bernhart Tillmann, alt Seckelmeister von Werdt und Luz Löwenprung aufgenommen. Den genannten Bevollmächtigten (die beiden ersten waren Goldschmide, letzterer Maler) wurde die Aufgabe zu Theil, das „uß dem nüm gewunnenen Savoyerland gekommene Silber abzuwägen und ze probiren“. Nun folgt eine sehr lange Liste der Gegenstände, die behufs Einschmelzung „nach Abzug kupferner oder hölzerner Kerneinlagen“ gewogen und rubrizirt wurden. Die Schlußaddition lautet: „also alles silber, so hievor stah, in zweyen summen zu gält geschlagen und zusammengeleit, thut in summ silber 13,262 bern. ⚡, das gold thut 1169 rinisch guldin. — Gott hab lob!

B. Tillmann.“

Ein weiterer Anlaß zur Zerstörung bernischer Gold- und Silbergeräthe war die Revolution, wo unendlich

Vieles der französischen Raubsucht zur Beute fiel (Berner Taschenbuch 1862, pag. 139). Im Besitz bernischer Familien sind heute höchstens 6 schöne Becher aus dem 16. bis 17. Jahrhundert; die Zünfte besitzen einiges Bemerkenswerthe, das Beste aber die Burgerschaft, deren Silbergeschirr im Bürgerhospital aufbewahrt wird (Album Streit. Berner Taschenbücher 2c.). In die gleiche Abtheilung gehören mehrere Kelche aus vorreformatorischer Zeit, die zur Celebrirung der Messe in verschiedenen Landkirchlein des Kantons dienten, so die 18 Stücke unter Nr. 302. Sie sind meist kenntlich am Kreuzeszeichen, auf welches der Daumen des celebrirenden Priesters während der Wandelung zu liegen kam. Zu einem Profanbecher gehörte der zierliche kleine Drache mit dem prächtig emailirten Manuelwappen, dessen Initiale N. M. D. auf Niklaus Manuel Deutsch hindeutet (Nr. 325). Eine recht derbe Arbeit ist der Bär (Nr. 336), dessen Kopf mit einer sog. Verirvorrichtung versehen war; sie trägt übrigens das augsburger Goldschmid=Zeichen, einen Pinienapfel. Die beiden unter Glas liegenden Wappen sind theils gemalt, theils aus Metallfolien zusammengesetzt. Eine häufig in Bern gebräuchliche sehr elegante Becherform war die des sog. Ananasbechers (Nr. 335) aus dem 17. Jahrhundert. Eine zusammengehörige hübsche Sammlung von Trinkgefäßen, besitzt der Bogenschützenleist. Zumeist sind es Stücke, die dem sog. äußeren Stande gehört haben.

Die allerliebsten hölzernen Raubbecher, Symbole der Weisheit, mögen erwähnt werden. Ganz zierlich ist die geschnitzte Figur des eine Muschel auf dem Kopfe tragenden Bogenschützen. Leider verschacherte diese Gesellschaft ihren prächtigen Leopardbecher, der heute in Frankfurt die Sammlung eines jüdischen Banquiers ziert (abgebildet in

Arn. Streit, Tafel XIV). Unser einziger Tafelaufsatz ist Nr. 329, ein kleines Kriegsschiff vorstellend; neben dessen unbedingt dekorativen Bestimmung konnte es zur Aufnahme einer Flüssigkeit (Sauce zc.) verwendet worden. Eine schöne Arbeit ist der von Steiger = Familienbecher (Nr. 303), aus dem 16. Jahrhundert, in sog. Stauffenform; ringsum gravirt mit Darstellungen aus dem Bergmannsleben. „Steiger.“ Wohl die einzigen Ueberbleibsel des St. Vincenzschazes sind vier prächtige Pectoralschließen (Nr. 489), bestimmt, an besondern Kirchenfesten und bei Prozessionen die Brustschließen aus Tuch am Chormantel zu verdecken. Dank ihrem Material (vergoldetes und emaillirtes Kupfer) sind sie uns erhalten geblieben. Aus der eingravirten Jahreszahl 1523 und bezüglicher Inschrift an einer Rückseite kann gefolgert werden, daß diese 4 gleichmäßig ornirten Stücke auf Kosten eines Melchior, Magister von Lautsprung (?), angefertigt wurden. In der Mitte ist der schwarze Bär auf roth eingeschmolzenem Grund angebracht. Der heraldische Schild wird von einem wilden Manne getragen, während oben ein schwebender Engel die Krone hält; zwei prächtig stylisirte Löwen stützen beidseitig den Schild. Die Umrahmung bildet eine stark profilirte sechsblättrige Rose in gothischem Styl.

Den Glanzpunkt unserer ganzen Sammlung aber bildet die Altartafel, Nr. 301, traditionell als Feldaltar Karls des Kühnen bezeichnet. Wir ergänzen hier dessen Beschreibung im Katalog mit den Worten eines bewährten Kenners mittelalterlich kirchlicher Geräthe, des Herrn Canonikus Dr. Bock aus Aachen. „Unter den metallischen Geräthschaften und kirchlichen Zierden, die sich heute nach den Stürmen und Drangjalen vieler Jahr-

hunderte in der Schweiz erhalten haben, nimmt vorliegendes Flügelaltärchen (Dyptychon), neben den Kleinodien der Abteien Engelberg und St. Moriz, die erste Stelle ein. Eine sturmbewegte Zeit von sechshundert Jahren ist vorübergegangen, und noch besteht das vorliegende Stück in seiner gediegenen Pracht und ursprünglichen Schönheit als Monument des Kunstsinnes der damaligen Zeit. Die geringen Beschädigungen, welche unser Dyptychon erlitten, zeigen sich besonders in der äußern Einfassung. Dank der soliden Verschlüsse unter Bergkristall sind die vielen Miniaturmalereien vorzüglich erhalten, mit Ausnahme einer einzigen, die, wahrscheinlich durch Brand, gelitten zu haben scheint.“ — Unter den Gegenständen, die bei Grandson erbeutet, in Luzern zur Vertheilung gelangten, werden verschiedene „köstlich tefelin, ganz guldin“ mit Apostelfiguren u. s. w. genannt, siehe Chronik des bern. Schilling (pag. 295 und 296) und Emanuel v. Rodt, Die Kriege Karls des Kühnen (II, pag. 95). Deutlicher noch sind die eidg. Abschiede (Bd. III, Theil I), wo in der burgundischen Beutetheilung neben dem „Heiltum, dem Paternoster“ 2c. immer wieder eine „goldene Tafel“ genannt wird. Die Schillingische Chronik in Luzern zeigt auf Fol. 99 ein Zimmer, in welchem Beutestücke Karls aufgestellt sind. Neben der gewiß ganz imaginären Darstellung der hier gezeichneten Gegenstände sehen wir auch ein goldenes Altarblättchen auf einem Tische aufgestellt. Laut Tagſatzungsprotokoll vom 1. und 31. Mai 1478 (pag. 8) bot Bern 500 Gulden für eine solche Tafel. Im Jahr 1483 finden sich erneuerte Verhandlungen hierüber, die bis zum Juni 1488 verfolgt werden können, ohne zu einem Abschluß zu gelangen (Eidg. Abschiede III, Theil I, pag. 149, 150, 151, 200, 213, 254 und 294).

Bern scheint hierbei immer speziell ein Auge auf dieses Stück gehabt zu haben; sein letztes bekanntes Angebot lautete auf 12,000 ₣ für Diamant und „Täfel“, ohne uns aber Aufschluß über das Zustandekommen des Handels zu geben. Schließlich weisen wir noch auf zwei emaillierte Engelein in knieender Stellung (Nr. 333). Deren Arbeit, Entstehungszeit und einige Chronikberichte lassen vermuthen, daß dieselben die sog. Lunella oder den Hostienbehälter der erbeuteten Monstranz (Heiltum) Karls des Kühnen hielten. Eidgenössische Abschiede und Anshelm melden, daß die VIII Orte, vereint mit Freiburg und Solothurn, die bei Grandson eroberte Monstranz in 10 Theile gebrochen hätten. Hierauf habe ein feierliches Hochamt stattgefunden, und seien diese Bruchstücke durch einen sechsjährigen Knaben verloost worden. Jeder eidg. Ort habe zu dieser Feierlichkeit und zum Empfang seines Antheiles unter dem 17. März 1483 einen eigenen Priester nach Luzern gesandt.

Wir erwähnen schließlich bei dieser Gelegenheit ein Namensverzeichnis bernischer Goldschmiede, ausgezogen aus den bernischen Staatsrechnungen von 1550—82 (Blösch, Museumsfestschrift 1879, pag. 66).

Zu den wenigen Gewändern, welche in unserer Sammlung aufbewahrt werden, gehört unstreitig als merkwürdigstes Stück das Landsknechtenkostüm, welches Hauptmann Andreas Wild von Wynigen 1499 bei Dornach trug, und welches seit jener Zeit mit großer Pietät von seinen Nachkommen aufbewahrt wird (Nr. 742). Die dazu gehörende silberne Ehrenkette mit dem St. Ursus, der den Wappenschild Solothurn's und die Jahreszahl 1499 trägt, soll Wild von letzterer Stadt gegen einen von ihm

erbeuteten gekrönten Helm erhalten haben. Wild's tapferer Haltung bei Dornach verdankt dessen Familie die Aufnahme in's bernische Bürgerrecht (Familienpapiere Wild. — Tillier II, pag. 437). Die Medaille an gleicher Kette ist aus späterer Zeit und wurde wohl nur zum Andenken an diese That von einem Nachkommen Wild's beigefügt. Ihr Spruch lautet:

„Im tusend vierhundert nünzig und nüntem Jahr,
Als Dornach damals belagert war,
Andres Wild zu jölcher Schlacht
Dis Keti vom Sig gebracht.“

Wiewohl dieser Anzug sammt dem Barett bedeutender, schwer auszuführender Reparaturen bedarf, gehört er, auch in seinem defekten Zustande, zu den besterhaltenen Kleidungen aus jener Zeit. Wir sehen hier die farbenreiche, elegante Landsknechtentracht aus der Epoche der italienischen Feldzüge, deren Abbildung uns Niklaus Manuel vielfach hinterlassen hat. Anshelm (III, pag. 249) beschreibt, den eingerissenen Luxus geißelnd, ein derartiges Kostüm: „Statt der alten Tracht: Sturm, Barettlin, Lampartisch Tuch zc. dann jetzt hand auch d'Buren anfangen Syden tragen; hohe ganze Hosen, Gsäß g'füllt, groß Väß, ganz Fürfüß, theilt mit Farben der Länge nach durch nider . . . daß es eine groß Schand war gsin, . . . wyt us'gschnitten Schuh, lang Schwyzerdegen, jetzt Dolchen, dick Strußfeder=Bösch, sydin Binden; dabei glatt=Scheren, vil und fremd Win, vil Spil, groß Hüser, hohe Schybenfenster voll Wappen, Würfel und Kartenspiel.“ Anshelms Betrachtung schließt:

„so hat die geel Farb, so vor Judas=Farbe hieß, den Spottnamen Schweizer=Gelb erhalten!“ — Die schönste

Illustration zu diesem Kostüm wäre die berühmte Manuel-
scheibe, „den alten und neuen Eidgenossen“ darstellend,
gewesen. Auch dieses Prachtstück wanderte in die Hände
Bürki's; — vergeblich bot der bernische Abgeordnete an
der Steigerung in Basel Fr. 9900 dafür! — Sie soll
nachträglich für Fr. 14,000 verkauft worden sein und
befindet sich heute im Besitz des Herrn Engel-Groß in
Basel. Rahn sagt von der auf diesem Glasgemälde
angebrachten Landsknechtenschlacht: „Man kann ohne
Uebertreibung sagen, daß hier eines der lebendigsten
und naturgetreuesten Kriegsbilder gegeben ist, welches von
Deutschen im 16. Jahrhundert geschaffen wurde.“

„Ein Schwyzer thet lut schryen:
mit den hellebarten herfür
fluz uf die rechten syten!
da ward in lachen thür;
vil edler ritter und grafen
die woltend wychen nit;
wir schlugend drauf on truren
glych wie die schwyzer buren,
schontend des adels nit.“

(Vilencron 508.)

Unansehnlich, aber äußerst merkwürdig, sind die unter
Nr. 743 ausgestellten Zwilckkleider mit aufgemalten mensch-
lichen Gerippen und zugehörigen schwarzen Todtenmasken.
Seit Anfang dieses Jahrhunderts wurden sie in der
Stadtbibliothek aufbewahrt und galten traditionell als die
vier Kleider, deren sich die Dominikanermönche im be-
rühmtesten Fezzerhandel zu ihren Mummereien bedienten.
Anshelm, der uns diesen Skandalprozeß ausführlich be-
richtet, läßt die Brüder in allen möglichen Gestalten er-
scheinen, als Engel, Teufel, Hunde zc., wogegen Todte
nicht genannt werden. Es ist dieß noch kein Beweis,

daß die Tradition unrichtig berichtet, um so weniger, da merkwürdigerweise diese an sich werthlosen Anzüge so lange aufbewahrt blieben. Die Kleider sind unbedingt aus der Zeit der Reformation; der flüchtigste Vergleich mit den Todtentanzbildern Niklaus Manuels verräth ihren Ursprung. Die Farbe des Stoffes, die aufgemalten Skelette und die herunterhängenden Fleischlappen — Alles stimmt in Auffassung und Farbe auf's Genauste mit Manuels Malereien überein. Daß diese Mummenkleider gerade im Feyerhandel gedient haben, kann selbstverständlich ohne Auffindung bezüglicher Akten nicht bewiesen werden; daß sie aber bei der Aufführung von N. Manuels Fastnachtsspielen benützt worden seien, halten wir für sehr wahrscheinlich.

Unter Nr. 671 sehen wir zwei silbergestickte Schnabelschuhe. Diese gehörten zu der reichen Tracht, welche der Adel, zur Zeit des bernischen Tvingherrenstreites 1470 ungeachtet zahlreicher Luxusmandate, immer wieder zur Schau trug. „Endlich“, sagt Gruner (Del. Urb. Bern., pag. 182), „ward den edlen Frauen erlaubt, Schnäbel an Schuhen, nur eines vorderen Gleichs (Handgelenk) lang zu tragen; welches von der Kanzel verlesen, aber nicht gehalten worden.“

Wir schließen hiemit unsern Gang durch das historische Museum und empfehlen wiederholt die neugegründete Anstalt dem Wohlwollen des bernischen Publikums. Noch befinden sich viele kostbare Reliquien aus dem alten Bern in Privathänden oder liegen unbeachtet in staubigen Winkeln. Mögen dieselben künftighin nicht, wie bisher öfters, den gierigen Händen der Antiquare anheimfallen, sondern hier, zur Ehre Bern's, aufbewahrt werden.

Möge aber auch die bernische Bürgerschaft ihren patriotischen Sinn beweisen, ein zweites Mal ihre milde Hand aufthun und einen würdigen Neubau für ihr historisches Museum beschließen! —

